

Lieblingsmessdiener

Eine vollständige Vergewaltigung

„... es ist aber zu fürchten, dass ich alles nur mehr so beschreiben kann, mit einer in Sarkasmus getauchten Feder, einer spöttischen, vielleicht auch ein wenig amüsanten (es obliegt mir nicht, dies zu beurteilen), aber in gewisser Hinsicht lahmen Feder, als stieße sie jemand immer zurück, wenn sie sich anschickt, gewisse Worte niederzuschreiben, so dass meine Hand letztlich andere Worte an ihrer Statt schreibt, Worte, aus denen sich einfach nie eine abgerundete, liebevolle Darstellung ergibt, ...“ (Imre Kertész)

„... Dieses Wort lenkt unseren Blick auf die schwierigen und oft menschenunwürdigen Lebensumstände, denen Kinder in vielen Weltgegenden ausgesetzt sind ...“ (Aufruf der deutschen Bischöfe zur Aktion Dreikönigssingen)

Sehr geehrter Herr Beauftragter,

durch die Zeitung habe ich von Ihrer Tätigkeit erfahren. Sie haben unter anderem dazu aufgefordert, Ihnen Hinweise über entsprechende Ereignisse zu geben, wobei Sie allerdings auch gleich darauf hinzuweisen nicht unterlassen haben, dass Entschädigungen in finanzieller Hinsicht nicht angeboten werden könnten, um keine unangemessenen Begehrlichkeiten zu wecken. Ich kann Sie beruhigen. Viele, wenn nicht die meisten, denen etwas Derartiges widerfahren ist, haben sich das Begehren vollständig abgewöhnt, wenn sie es überhaupt schon einmal gekonnt haben. Wahrscheinlich haben fast alle von ihnen die Fähigkeit, etwas zu begehren, sowieso nie gehabt. Ich glaube, es gibt kaum eine Bevölkerungsgruppe, oder wie will ich sie nennen, die das von Ihnen in Anspruch genommene Gebot *Du sollst nicht begehren* so verinnerlicht hat wie diese. Seien Sie also unbesorgt, ich will kein Geld, und zwar eher, weil ich mit dem Wollen gewisse Probleme habe und viel weniger, weil ich etwa eine Zuwendung nicht gebrauchen könnte. Ich komme Ihrer Bitte um Hinweise lediglich aus rein dokumentarischen Gründen nach.

1

Ein wohlmeinender Mitmensch hat mir – vielleicht überflüssigerweise, aber aus seiner Erfahrung heraus – geraten, wenn ich mich an Sie wenden würde, vor allem meine

Glaubwürdigkeit zu beteuern. Ich nehme an, Sie wird die Frage nach der Glaubwürdigkeit meines Schreibens tatsächlich interessieren, und das ist ja auch Ihr gutes Recht. Mir fehlen allerdings wirkliche Beweismittel. Was ich erlebt habe, habe ich erlebt. Daran gibt es bedauerlicherweise inzwischen keinen Zweifel mehr. Gerade deshalb weiß ich aber nicht, ob ich es erzählen kann, zumal meine Ausdrucks-Möglichkeiten beschränkt sind, im Aufsatzschreiben habe ich es nie zu mehr als befriedigend geschafft. Erst recht weiß ich nicht, ob Sie mir glauben können, wovon ich, zumal in den ersten dreißig Jahren, die auf die Ereignisse folgten, selbst nicht habe glauben können, dass ich sie erlebt habe. Sogar in Zeiten, in denen sich die Erinnerung immer unabweisbarer aufdrängte, geradezu photographisch, habe ich immer wieder mit aller Kraft denken wollen, das alles sei entweder nicht so schlimm gewesen und dass ich mich nicht so anstellen solle oder, was ich für das Wahrscheinlichste halten wollte, es handele sich bei den Bildern und Gerüchen bloß um Einfälle meiner schlechten Fantasie, die mit der Zeit sowieso ziemlich selbstmörderischen Charakter angenommen hat.

Aber die Wirklichkeit, die tatsächliche Peinigung, war eben von anderer Sorte, nämlich so, wie ich es erlebt habe. Eigentlich war die Sache so, wie es mein Vater viel später mal gesagt hat, als ich das einzige Mal mich traute, ihm davon zu erzählen. Er sagte, er könne sich gut vorstellen, dass ein Pfarrer ein Kind missbraucht, weil die Sexualität *eine solche Gewalt* sei. Eine *solche Gewalt*, er könne sich das gut vorstellen. Mehr habe ich, glaube ich, meinen Vater nicht über Sex und das alles sagen hören. Überhaupt nichts sonst, nur: eine *solche Gewalt*.

Ich weiß nicht, was Sie sich vorstellen können, jedenfalls habe ich es mir nicht so gut vorstellen können, dass ein Pfarrer einen Jungen missbraucht, und ich kann es mir immer noch nicht gut vorstellen, obwohl ich es doch erlebt habe. Das ist es, was ich Ihnen erzählen will. Ich habe ihn natürlich enttäuscht, den Herrn Pfarrer H., meine ich, weil ich es doch nicht besser gemacht habe als meine Vorgänger, die mir als schlechte Beispiele oft genug beschrieben worden waren. Ich wusste nämlich von Anfang an, dass ich Vorgänger hatte. Die zwei, die mir unmittelbar voraus gegangen waren, hatten sich schließlich mit dem Pfarrer H. überworfen, was bekannt geworden war. Sie waren ihm, oder besser ihrer Berufung durch ihn beziehungsweise durch den lieben Gott selbst, dann doch untreu geworden. Nur der davor, also der von mir aus gesehen dritte vor mir, der Jakob S., hat durchgehalten bis zum heutigen Tag. Danach der Hans-J. und nach ihm, also unmittelbar vor mir, der Hans-P. haben aufgegeben, sind *abgesprungen*, wie man damals gesagt hat. Die Namen sind wahrscheinlich unwichtig. Von außen gesehen, also mit den Augen der gläubigen Seelen in unserem Ort gesehen, handelte es sich bei uns allen nur um

Messdiener, die nach und nach aufstiegen. Die Skala sieht so aus: erste Stufe Kommunionkind, dann Messdiener, dann Zeremoniar, also besserer Messdiener, dann *Libri Assistens*, was ungefähr gleich bedeutend mit Obermessdiener ist, und schließlich – so die Planung – Priesteramtskandidat, Kaplan, Pfarrer und was sonst noch daraus werden kann, Endstufe Himmelreich.

Wie Sie vielleicht sogar selbst aus Ihnen noch zugänglichen internen Unterlagen ersehen können, hat die ganze Leiter (bis auf Himmelreich) bis jetzt nur Jakob S. geschafft, obwohl er nicht einmal mit halbem Namen Hans hieß, denn der Pfarrer H. liebte vor allem die, die wenigstens mit halbem Namen Hans hießen, weil er selbst ein Johannes war, sich allerdings wegen seiner humanistischen Bildung darin gefiel und nebenbei damit großen Eindruck machte, *Ioannes* zu schreiben. Nur Jakob S. also blieb dabei, die anderen sind von unterschiedlichen Höhen *abgesprungen*. Ans *Abspringen* dachte ich selbst auch schon früh, zum Beispiel als der Ort, in dem das alles geschah, seine ersten Hochhäuser bekam, die diesen Namen wirklich verdienten. Anders hätte ich zeitweise nicht gewusst, wie ich da runter komme. Von der geplanten Leiter.

Also bis oben hin durchhalten oder abspringen, das waren die Vorbilder. *Abgesprungene* haben, und das sage ich nicht nur nebenbei, einen sicheren Platz in der Hölle. Dort treffen sie auf die anderen Sicherheitskandidaten, nämlich Evangelische, Geschiedene und Frauen. Heimlich habe ich damals dieser Besetzung versuchsweise zwar auch gewisse Akteure aus der noch nicht lange zurückliegenden deutschen Zeit hinzugefügt, eigenmächtig also, war mir aber, was diese Sorte betraf, aufgrund bestimmter Äußerungen des Pfarrers nie ganz sicher. Sicher drin waren nur Geschiedene, Evangelische, Frauen und *Abgesprungene*. *Abgesprungene* konnten ihr Schicksal auch noch dadurch verschlimmern, dass sie nach dem Abspringen sich mit einer Frau zusammentaten. Unterste Hölle also. Oder noch schlimmer: mit einer Geschiedenen. Gar einer evangelischen Geschiedenen. Nach Jakob S., der durchgehalten hat *per omnia saecula* bis zum heutigen Tag, kam Hans-J. an die Reihe, der nicht durchgehalten hat. Ich weiß nur, dass er früher oder später *abgesprungen* ist und sich nie mehr hat blicken lassen. Noch unsichtbarer wurde dann Hans-P., ich weiß nicht, ob er sich nicht inzwischen wirklich vom Hochhaus hat runterfallen lassen, was ich mir vorstellen kann. Man darf nicht einmal nach ihm fragen, die Gefragten rennen dann gleich weg und reden nie mehr was mit einem.

Ich will aber von vorne anfangen. Wenn auch nicht bei Adam und Eva, wobei das auch ein möglicher Anfang wäre, weil der Pfarrer H. zuweilen dem Herrgott den Vorwurf machte, mit der Erschaffung von Frauen einen erheblichen Schöpfungsfehler begangen zu haben. Von

Eva, der Urmutter der Sünderinnen, schlug er in seinen wahrhaft gewaltigen Predigten gerne einen strengen Bogen zur Frau schlechthin, also zur schlechtesten Schlechtigkeit schlechthin, und kam über den Umweg kunstloser etymologischer Weisheiten von *mulus* dem Maulesel zu *mulier* der Frau, die gegen ihre Schlechtigkeit nur durch lebenslängliches Lasten-Tragen, wenn überhaupt, ankommen kann. Einzige Vorbilder gelingenden Frauenlebens: die Gottesmutter und Priestermütter, unter letzteren besonders die selige Mutter des Pfarrers H. persönlich. Aber ich will nicht bei Adam und Eva anfangen.

Ich will auch nicht im Kindergarten anfangen, was auch ein möglicher Beginn wäre, weil ich inzwischen weiß, dass ich da dem Pfarrer H. anlässlich seines wahrscheinlich vierundfünfzigsten Geburtstages erstmals aufgefallen bin, als ich den billigen Jakob spielen und aus meinem Bauchladen allerhand Geschenke für den Pfarrer H. präsentieren durfte, Zigarren aus Brasilien und Kuba zum Bei -spiel. Nur dürfte Sie das weniger interessieren. Es gibt ein Foto, auf dem ich jetzt, wenn ich es so sehen will, bereits sehen kann, was er in mir gesehen hat, als ich als fünfjähriger kleiner billiger Jakob mit auswendig gelernten Anpreisungen den Inhalt des Bauchladens feil hielt. Genau da fand die Erwählung statt, wahrscheinlich auf den ersten Blick.

Ich beginne aber für Sie ein paar Jahre später in dem stillen Raum der leeren großen Kirche, den hohen Sandsteinsäulen, den groben Maserungen der Kniebänke, der feinen durchsichtigen Kühle und dem tröstenden Dämmerlicht von den großen dunkel bunten Fenstern her. Nachdem der Pfarrer H. im Lauf der Jahre einen Küster nach dem anderen wegen erwiesener Unzuverlässigkeit, wie er sagte, hinaus geworfen und schließlich dem kleinen Hans-G., also mir, auch einen Teil dieses Dienstes noch aufgetragen hatte, gab es für mich fast täglich die Gelegenheit, eine Viertelstunde zwischen dem ersten Läuten und dem Herläuten vor Beginn der Frühmesse die Stille im großen Raum beinahe sogar zu genießen.

Niemand in der dunklen Kirche außer dem Allerheiligsten, dem Ewigen Licht und mir. Halbfeuchter Geruch nach dem Weihrauch von gestern, die langsame Gewöhnung der Augen an die Dunkelheit. Ich habe diese Minuten für mich mittels einer an Abwesenheit grenzender Anwesenheit oft zu Ewigkeiten ausgedehnt, sie wahrgenommen als nahezu beglückende Zeitlosigkeit. Fast geborgen konnte ich mich in diesem stillen Kirchenraum fühlen. Ich schätzte auch sehr die Zeit zwischen den Jahren, wenn die vielen geschnitzten Krippenfiguren aus Arvenholz ein ganzes Seitenschiff füllten und mir den Eindruck einer wunderbaren Zugehörigkeit zu der Heiligen Familie verschafften, erst recht am Festtag des heiligen Johannes, der ja der Lieblingsjünger von Jesus gewesen ist. Der Pfarrer H. gab an

diesem Tag ein paar Auserwählten, und ich war dabei, ein Schlückchen vom geweihten Johanniswein, und wir wussten, dass wir die Liebe des heiligen Johannes tranken, denn so hatte der Pfarrer H. uns den lateinischen Spruch übersetzt, den er beim Reichen des Kelchs jedem sagte.

Es gab auch ohne Weihnachten und ohne Johanniswein das ganze Jahr über in dieser zeitlosen Viertelstunde zwischen erstem und zweitem Läuten Zustände, in denen ich mich geradezu unbesiegbar gefühlt habe, zum Beispiel im Aushalten schrecklicher Bilder, wie sie mir aus Märtyrerlegenden bekannt waren. Sicher würde ich in den Himmel kommen, weil ich, tief in meine *Andacht* versunken, es aushalten würde, wie durch das Portal – von hinten – Löwen oder sonstige Raubtiere auf mich zu kämen und mich bei lebendigem Leib zerreißen würden. Fest im Glauben würde ich den Tod erleiden und sofort in den Himmel kommen, zwar zerrissenen Leibes, aber mit heiler Seele. Alles andere war mir egal.

Kurz vor dem Herläuten kam der Pfarrer H. meistens durch die linke hintere Seitentür ins Kirchenschiff. Der Luftzug störte dann meine Versunkenheit zuerst nur leicht, aber einige Sekunden darauf stellte sich immer das Bedauern ein, dass auch diesmal kein Löwe gekommen war, mich zu zerreißen. Ich möchte mich bei Ihnen nicht besser darstellen als ich bin, aber ich hätte mir mich damals wirklich gut als Märtyrer vorstellen können. In den Weihrauchgeruch mischte sich aber von der Seitentür her der Geruch des Pfarrers: abgelagerte Reste faulig gewordenen Zigarrenrauchs, die in seinen Mundschleimhäuten zu eigentümlichen Munitionen verdichtet waren, mit denen es ihm gelang, Schüsse auf mehrere Meter Entfernung gezielt abzugeben oder jemanden aus unmittelbarer Nähe einigermaßen zu ersticken, aber damit greife ich jetzt vor. Ich will Ihnen der Reihe nach erzählen.

Den aufsteigenden Ekel habe ich mir damals verboten und erfolgreich versucht, ihn in *Ehrfurcht* umzuwandeln, zumal ich wusste, dass *Ehrfurcht* ein Lieblingswort des Pfarrers war und ich wollte ihm gefallen. So also hielt ich meinen Ekel für *Ehrfurcht*. Später habe ich mich bis zur äußersten Verzweiflung gefragt, weshalb ich damals dem Pfarrer H. habe gefallen wollen. Meine heftigsten Selbstvorwürfe hatten damit zu tun, dass ich dem Pfarrer H. habe gefallen wollen. Es ist schwer, mir das zu verzeihen, zumal genau dieser Sachverhalt in einer später gescheiterten sogenannten Therapie zu einem fatalen Missverständnis führte. Aber davon später. Ich nehme an, es lag daran, dass ich dem Pfarrer alles glaubte, ihm trotz aller Angst, die ich wie den Ekel in *Ehrfurcht* umzuwandeln versuchte, grenzenlos vertraute, ihm und dem, den er vertrat, dem lieben Gott. Dieses Vertrauen in den Herrn Pfarrer H. war mir mit fortschreitender Zeit freilich nur mehr möglich

mit Hilfe einer allmählich immer ausgefeilteren Kultur starker Zweifel an der Richtigkeit oder Gültigkeit oder Wertigkeit meiner eigenen Empfindungen. Das schließlich immerwährende Anzweifeln meiner eigenen Empfindungen hat mir dann für die meisten Jahre meiner sogenannten Kindheit den Glauben ermöglicht und ich sollte wahrscheinlich Gott dafür danken.

Oder vielleicht ist es auch irgendwie umgekehrt, dass ich meine damalige *Ehrfurcht* später Ekel oder Angst genannt habe. Ich weiß das nicht so genau. Das war aber viel später, zu der Zeit, in der ich gar nicht mehr habe glauben können, nicht dem Pfarrer H. und leider nicht mehr an Gott, meine Zweifel an mir sind dann trotzdem nicht weg gewesen. Aber um fortzufahren: möglicherweise ehrfürchtig oder mit ins Unkenntliche unterdrücktem Ekel folgte ich dann also dem Pfarrer H. oder seinem Geruch in die Sakristei, kurz darauf kamen die ersten Mitmessdiener, wofür ich immer wieder dankbar war und während deren Erscheinen ich eine undeutliche Last deutlich von mir fallen fühlte.

Es gab dann in der Sakristei in der Zeit der stillen Einstimmung auf die bevorstehende Feier des heiligen Geheimnisses jedes Mal kleine mehr oder weniger liebevolle Zurechtweisungen des Pfarrers, die sich - zwar nicht jeden Tag, aber wir durften jeden Tag damit rechnen - auch bis zu mittelschweren cholerischen Ausbrüchen oder naturgewaltähnlichen Erscheinungen entwickeln konnten, je nachdem, wie sehr sich der Pfarrer H. bei der frühmorgendlichen Lektüre über die *Modernisten* aufgeregt hatte, die alles umwerfen wollten, die ganze Welt, die Ordnung, die Kirche. Von den *Modernisten* drohten große Gefahren und der Pfarrer H. warnte uns unablässig davor, schien sich persönlich sehr bedroht zu fühlen, und wir alle sorgten uns um den Pfarrer und hatten Angst vor den *Modernisten* und ihren hinterhältigen Attacken und deshalb konnten wir ihn schließlich gut verstehen, wenn er in Rage über seine Feinde die Nerven verlor und kurzerhand einen oder mehrere von uns erbarmungslos ohrfeigte, weil wir unsere Kniebeugen nicht ehrfürchtig genug gemacht hatten oder beim Hinübertragen des Messbuchs von der Epistelseite auf die Evangeliumsseite auf unseren Talar getreten und beinahe gestolpert waren, weil hinter all dem die *Modernisten* standen und der Teufel selbst sein tückisches Spiel trieb und uns ins Stolpern bringen wollte und man nie sicher sein konnte, ob er einen selbst schon längst in den Fängen hatte, obwohl man Messdiener und eigentlich damit doch eher auf der richtigen Seite war.

Die *Modernisten* waren dabei, sich in *Rom* über die Rechtgläubigen hinweg zu setzen, das war das Schlimme an *Rom*, wo möglicherweise der Teufel in Papstgestalt dabei war, sich breit zu machen, und die *Modernisten* betrieben, von ihm angestachelt, solche verwerflichen Dinge wie Handkommunion. Dem Herrn Pfarrer H. in seinen heiligen Ausbrüchen ging es um

Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten, Handkommunion ist keine *Ehrfurcht*. *Ehrfurcht* ist *Mundkommunion*. Wir sollten versprechen, niemals den Angriffen des Teufels nachzugeben und Handkommunion zu machen und mussten unser unverbrüchliches Wort geben, an der Seite des Pfarrers immer für die Mundkommunion einzutreten, *sei es gelegen oder ungelegen*. Gegen die teuflischen Attacken halfen die Ohrfeigen des Herrn Pfarrer H. zwar nicht immer sofort, aber doch meistens nachhaltig. Der Teufel blieb so meistens auf Abstand, zumindest in der Nähe des Pfarrers, vielleicht besonders deswegen, weil er, der Pfarrer, um sich schlug. Wenn ich der Teufel gewesen wäre, wäre ich dem Pfarrer jedenfalls lieber nicht nahe gekommen.

Das Schöne an den Werktagsmessen war außerdem die Stille. Nichts ist schöner als eine stille Messe. Der Pfarrer H. murmelte mit uns im Wechsel die lateinischen Verse, wir konnten uns in Stille über unsere Schuld den Kopf zerbrechen, uns in Ruhe der Erbsünde bewusst werden und auf Lateinisch unserem Pfarrer H. im von Gott ihm persönlich abverlangten Kampf gegen die *Modernisten* beistehen. Die Kirche war dann immer leer genug, um das große Schweigen des Raums und die Bescheidenheit des Ewigen Lichts selbst während der heiligen Handlung als halbwegs angenehm, ja sogar beinahe wohltuend empfinden zu können.

Sonntage waren ein wenig schlimmer, die Kirche war mehr mit Menschen gefüllt, während des Hochamts oft sogar ganz voll. Außerdem gab es sonntags die Predigt, bei der man immer mit akustischen Überraschungen rechnen musste, zumindest was die Plötzlichkeit und die Lautstärke der rhetorischen Mittel unseres Pfarrers anging. Im Unterschied zu vielen Älteren in der Pfarrei gefielen uns Messdienern diese Überraschungen nicht so, weil der Pfarrer H. sich durchs Predigen zum Ende hin ganz in einen furchtbaren Zorn hineinsteigern konnte und von dieser Fähigkeit auch fast immer Gebrauch machte, so dass nach dem Gottesdienst in der Sakristei eine zwar cholerische, aber doch dafür ziemlich durchorganisierte Strafaktion folgte. Jede nicht genügend ehrfürchtige Verneigung, jede zu lasche Kniebeuge, jeder Ausdruck auch der geringsten Unandächtigkeit, natürlich auch offensichtliches Schwätzen wurde unter heftigem teilweise lateinischem Brüllen, das einem die Fehler ins Gedächtnis treiben sollte, mit Ohrfeigen geahndet, damit sie, die Fehler, der *Modernismus*, der Satan schließlich aus dem ganzen kindlichen Wesen endgültig heraus getrieben werden würden. Weil die *Modernisten* inzwischen überall präsent waren, waren übrigens weiträumige Verbotszonen für uns abgesteckt. Neben den sowieso unzugänglichen Zonen wie Kino und Schwimmbad, die durchweg nur von *Modernisten* aufgesucht wurden, erstreckten sich die gefährlichen Bereiche unter anderem auch auf Sportvereine, Jugendverbände im Allgemeinen und katholische Jugendverbände im Besonderen, für

wirklich Berufene unter den Älteren auch auf neusprachliche Gymnasien, auf Zeitschriften im Allgemeinen – mit Ausnahme der vom Pfarrer selbst verteilten – und illustrierte Zeitschriften im Besonderen, Bücher außer den ausdrücklich vom Pfarrer genehmigten und so weiter. Dem Pfarrer H. gelang es dank zuverlässiger Informanten immer wieder, Messdiener zu entlarven, die versucht hatten, unbemerkt die Verbotszonen am Rande zu streifen und dann musste, wie sich von selbst versteht, eine Bestrafung durchgeführt werden. Eine der härtesten, weil endgültigen Strafen bestand im *Hinauswurf* aus der Gemeinschaft der Messdiener, meist kombiniert mit einer Abschiedsverprügelung durch den Pfarrer – ein Strafmaß, das ich später immer wieder heimlich selbst angestrebt habe, aber aufgrund meiner unverbrüchlichen Treue nie zu erreichen im Stande war.

Einen dramatischen Höhepunkt in der Darstellung der gewaltigen Kräfte des Pfarrers, um noch einmal darauf zurück zu kommen, durfte ich schon in meinem ersten Dienstjahr während einer Messdienerstunde erleben, die wie immer freitags um siebzehn Uhr im Keller unter der Sakristei vom Pfarrer H. persönlich unter der Assistenz des damaligen Obermessdieners Hans-J. abgehalten wurde. Wie immer ging der Pfarrer H. die Gottesdienstzeiten des folgenden Sonntags in zeitlicher Reihenfolge durch, beginnend bei der Sechsuhrmesse, über die Siebenuhrmesse und so weiter bis zur Elfuhrmesse und zur Andacht um vierzehn Uhr. Zuerst mussten sich diejenigen Messdiener melden, die den Altardienst übernehmen wollten. Danach sollten, wieder in der zeitlichen Reihenfolge, sich die Sammler für die einzelnen Gottesdienste melden, die sich bei der *Opferung* mit dem Klingelbeutel neben die Kirchenbänke zu stellen hatten. Das Problem tauchte bereits bei den als Frage in den Raum gerufenen Worten des Pfarrers *Sechs Uhr Sammeln* auf, weil sich niemand meldete. Genauer: es meldete sich niemand innerhalb der ersten drei Sekunden nach der Frage. Darauf hin wurde der Pfarrer H. von einer solchen heiligen Kraft gepackt, dass er den hölzernen Tisch, der vor ihm stand und auf dem die Messdienerordnung lag, in beide Hände nahm, ihn in einem ziemlichen Bogen in die ersten Reihen der ihm gegenüber sitzenden Messdiener warf und mit lauten lateinischen Worten aus dem niedrigen Raum rannte. Er nahm sich nicht einmal mehr die Zeit, die Tür zuzuknallen. Hans-J. versuchte, die entstandenen, zum Teil auch leicht blutenden Wunden vorläufig zu behandeln und entließ uns dann in seine und unsere Hilflosigkeit. Ich erinnere noch, dass ich am darauf folgenden Sonntag freiwillig, ohne in der Messdienerordnung eingetragen zu sein, das Sammeln um sechs Uhr übernahm und über die nicht wesentlich verbesserte Laune des Pfarrers ausgesprochen traurig war.

Ich hatte allerdings doch des öfteren Glück. Denn ich war ja im Lauf der Zeit zum unverkennbaren neuen Lieblingsmessdiener geworden, und die Tatsache, dass der Pfarrer

H. bereits lange vor mir von meiner Berufung zum Priestertum wusste, schützte mich oft sogar in den schlimmsten Momenten seines heiligen Zorns. Ich bekenne also: ich wurde meistens weniger geschlagen als meine Mitmessdiener. Deswegen hatte ich zwar manchmal den Verdacht, bei ihnen nicht so gemocht zu sein, wie ich es gern gewollt hätte, und ich merkte zunehmend, dass sie, je älter wir wurden, desto mehr, untereinander über Dinge sprachen, über die sie mit mir nicht sprachen und über Sachen grinsten, von denen ich nichts verstand, aber das hielt ich aus, schon wegen der konkreten Vorteile während der sonntäglichen Abstrafungen.

2

Wahrscheinlich hätte der Pfarrer H. es auch nicht jedesmal übers Herz gebracht, mich, den von ihm selbst oder dem Herrgott zu seiner *geistlichen Frucht* auserwählten Stern am Kinderhimmel, ins Gesicht zu schlagen, zumal die Atmosphäre vielleicht auch aus seiner Perspektive besser war, wenn er mich nicht schlagen musste. Denn – und das müssen Sie wissen – er brauchte mich ja nach den Sonntagsgottesdiensten für eine praktische Hilfeleistung. In jener Zeit gingen bei den Sonntagsgottesdiensten während der Opferung die erwähnten Klingelbeutel durch die Kirchenbänke und füllten sich, während an den Seiten der Bänke die Sammler ehfürchtig warteten, gut mit Pfennigen, Groschen, Fünfzigpfennigmünzen und Markstücken.

Die Münzen mussten nach den Gottesdiensten ins Pfarrhaus gegenüber der Kirche gebracht, dort sortiert und in Papier gerollt werden. Das durfte ich von einem gewissen Zeitpunkt an jeden Sonntag machen. Einmal habe ich zugehört, wie der Pfarrer H. meinen Eltern gegenüber davon sprach, wie *pädagogisch wichtig* es sei, dass ein vom Allerhöchsten zum Priestertum berufener Junge häufig, am besten mindestens jeden Sonntagnachmittag, und zwar nach der Andacht, *Pfarrhausluft schnuppert*. Ich schnupperte also zwischen meinem achten und meinem sechzehnten Lebensjahr jeden Sonntag Pfarrhausluft mit Ausnahme einiger Wochen, in denen ich mit einer zwar bedrückenden, aber im Vergleich letztlich doch geruhsamen Leberentzündung statt dessen Krankenhausluft schnuppern durfte.

Das sonntägliche Nachmittagsritual nach der Andacht hatte wie jedes Ritual seine unveränderlichen Bestandteile. Erstens – dieser Teil fand im Pfarrbüro statt – Geld sortieren, Geld rollen, Geld in die Tasche für den morgigen Transport zur Volksbank packen und dies unter gleichzeitiger in Form eines Dauerflusses oder eines Monologes gehaltener *Unterweisung* durch den Pfarrer H. Zweitens mit dem Pfarrer H. an der Küche vorbei ein

Stockwerk höher gehen, dabei riechen, dass Pfarrhausluft sonntags im Unterschied zur Luft zu Hause immer – das ist nicht gelogen: ausnahmslos immer – Bratenduft beinhaltet, mit diesem Duft in der Nase dem Pfarrer H. in sein privates Wohnzimmer folgen, sich dort in einem schweren Sessel dicht neben dem Sessel des Pfarrers niederlassen und weiter den *Unterweisungen* lauschen dürfen.

Die Stunden im Pfarrzimmer konnten lang werden. Sie hörten gewöhnlich nicht vor der Abenddämmerung auf. Meistens gefiel es dem Pfarrer H., während seiner eindringlichen Reden die Vorhänge zuzuziehen, eine Kerze sowie eine Zigarre anzuzünden, sich mit einem alkoholischen Getränk die Stimmung zu heben und allmählich zu lateinischen Beschwörungsformeln überzugehen, die – soweit er mir das alles zu erklären sich einließ – in mir den Geist der Berufung festigen und meine allmähliche Entwicklung zur *geistlichen Frucht* des Pfarrers selbst fortschreiten lassen sollte. Während dieser Reden und Beschwörungen erfuhr ich viel vom Bösen in der Welt, von der weiblichen Gestalt des Bösen und von der Beauftragung an Berufene, sich diesem Weiblichen vor allem zu entziehen, sich zu hüten vor ihm und es wo immer möglich zu zerstören. Ich erfuhr auch von der Unausweichlichkeit einer Berufung, lernte also die Geschichte von Jonas und dem Wal kennen und traute mich nicht, dem Pfarrer H. zu sagen, was ich besser wusste als er, nämlich dass ein Wal kein Walfisch ist.

Während ich im stummen Zuhören jedes Mal in eine ebenso anscheinend andächtige wie letztlich gequälte Verfassung geriet, aus der ich nur heraus wollte, musste ich zugleich äußerste Aufmerksamkeit aufbringen, da der Pfarrer H. mir jedesmal einen mehr oder weniger konkreten Auftrag mit nach Hause gab, eine Art geistlicher oder praktischer Hausaufgabe, die ich bis zum nächsten Mal zu erledigen hatte und über die ich Bericht zu erstatten hatte, wozu es allerdings kaum kam, weil der Pfarrer H. überm Reden zum Glück fast immer vergaß, mich zu Wort kommen zu lassen. Eine der kleineren Übungs-Aufgaben hätte sein sollen, die Frisur meiner älteren Schwester kaputt zu machen. Damals war es bei den Mädchen schick, sich die Haare zu toupieren. Ich hätte, wäre ich darin dem Pfarrer H. gehorsam gewesen, wie er es verlangt hatte, den kleinen kunstvollen Helm, den sich meine Schwester für den Kirchgang vor dem Spiegel baute, mit meinen Händen zerstören sollen. Wenn Sie je eine ältere Schwester hatten (und sie halbwegs gemocht haben), die sich sonntags vor dem Kirchgang mehr oder weniger stundenlang die Haare toupiert hat – einem untassengroßen Rasierspiegel gegenüber stehend und ein fünfmarkstückgroßes Taschenspiegelchen immer wieder mühsam an der entstehenden Haarpracht vorbei hinter sich haltend für den unabdingbaren Blick von hinten –, wissen Sie, was die Aufgabe des Pfarrers mir für Qualen bereitete, schon allein wegen der Undurchführbarkeit.

Wichtigere Aufträge, deren besondere Bedeutsamkeit im Hinblick auf meine Berufung ich dem gesenkten Tonfall des Pfarrers und der Tatsache entnahm, dass er bei der Auftragsvergabe die Augen schloss, hatten mit meinem persönlichen Umgang mit der *Befleckung* zu tun. Ich tat zwar so, als ob ich verständig sei und alles befolgen würde, wovon der Pfarrer H. so schwer sprach, wusste aber lange Jahre nicht, was er überhaupt meinte. Ich sollte also, wenn es kommt, mich nicht länger als nötig reinigen, also schon reinigen, aber keinesfalls länger reinigen, damit die Berührung nicht *unschamhaft* werden würde, meiner Mutter die *Befleckung* unter *keinen* Umständen zeigen und den Schlafanzug unter *allen* Umständen so in die Wäsche geben, dass die *Befleckung* nicht *offenbar* würde. Ich nickte ergeben, ohne eine Vorstellung zu haben, wovon der Gottesmann sprach.

Andere Aufgaben waren dringende Empfehlungen, der *Versuchung* durch komplexe lateinische Satzkonstruktionen zu begegnen. Imperative, Akkusativobjekte. Ich stellte mir den leibhaftigen Teufel vor, der mich in meiner heimatlichen Wüste - wie damals in Judäa den Herrn Jesus Christus, unseren Heiland - persönlich versuchen kommen würde und wie ich ihn mit meinem immer gerade ausreichenden bis mangelhaften Messdienerlatein nur mühsam würde in die Flucht schlagen können.

Dass sowohl *Befleckung* als auch *Versuchung* etwas mit den neugierig von mir wahrgenommenen gelegentlichen Vergrößerungen oder Verfestigungen meines kleinen Geschlechtsteils zu tun haben könnten, wagte ich nicht zu denken, hatte wahrscheinlich nur die allerdumpfsten Ahnungen davon und wollte, obwohl ich in dieser Sache ziemlich neugierig war, nichts wirklich darüber wissen, weil Wissen vom Baum der Erkenntnis gegessen wäre und wohin das führte, hatte mir der Pfarrer H. ja schon vor Jahren im Erstkommunionunterricht erzählt.

Außerdem waren die ergebnislosen Gedanken, die ich angesichts der gelegentlichen Größe und Festigkeit meines kleinen Glieds hatte, wahrscheinlich verbotene Gedanken. Ich dachte jedenfalls, es sei ein eigenartiges Körperteil, das manchmal anscheinend eine Art Knochen in sich trägt wie ein Finger und manchmal keinen wie ein schlappes Röhrchen aus nur Haut. Ich musste noch dahinter kommen und wusste nicht, ob ich das durfte, ahnte aber, dass ich es nicht habe wissen sollen. Begriffen hatte ich nur, dass ich nicht pinkeln konnte, wenn der Knochen oder was das war drin war. Und ich wusste ganz von selbst, dass ich mich da unten nicht anfassen durfte, wenn der Knochen drin war. Das alles nahm ich für einen Teil der Berufung, wie auch immer ich mir das zusammen gereimt haben mag, und hielt mich streng an dieses zwar nur vermutete, aber doch ganz sichere Verbot.

Der dritte und letzte Teil des sonntäglichen Nachmittags-Rituals, der von der Dramaturgie oder besser gesagt der Liturgie her eindeutig der Höhepunkt war, auf den all das vorher Gespielte hinauslief, bestand schließlich in einer Abschiedszeremonie. Der Pfarrer H. erhob sich aus dem Sessel, wischte sich etwas Zigarrenasche von der Soutane, löschte die Kerze, sprach eine lange lateinische Formel über mich, schloss mich dabei in die Arme, drückte mir seine halb geöffneten Lippen auf die Stirn und flößte mir auf diese Weise den Heiligen Geist, also die dritte göttliche Person selbst ein. Was er mit seinen Händen machte, habe ich lieber nicht wissen wollen, aber den Kuss empfand ich immer als fürchterlich lang und kaum erträglich heiß, glaubte jedoch zu meinem eigenen Trost fest an das Fließen des Geistes und strengte mich an, die Berufung tief in meinem Inneren zu spüren. Das Schlimmste war dabei der Gestank aus seinem Mund, der fürchterliche Aschenbecher-, Alkohol- und Kotzegegeruch, und ich habe fast jedes Mal in schlimmen Gedankenblitzen ungeheuerlicherweise denken müssen, dass ich gerade eine richtige Vergasung erlebte, obwohl die Vergasungen angeblich ein für allemal vorbei gewesen sein sollen oder, wenn ich einige Äußerungen des Pfarrers richtig verstanden habe, gar nicht wirklich stattgefunden haben sollen oder wenn doch, dass sie den Betroffenen vielleicht sogar wegen ihrer Schuld am Tod des Herrn zurecht widerfahren wären, und ich habe außerdem jedes Mal eine klarere Vorstellung davon bekommen, dass es ohne weiteres möglich ist, an Gas oder sogar bloß an Gestank zu sterben, und konnte am Ende nicht mehr recht zwischen dem Odem des Heiligen Geistes, dem stinkenden Atem des Pfarrers und jenem Gas unterscheiden.

Gleichzeitig litt ich in diesen Momenten darunter, nicht sofort tot umzufallen. Das hört sich für Sie, erst recht mit dem furchtbaren Pathos in der Formulierung, wahrscheinlich ziemlich unglaubwürdig an, ist aber, sofern es in allem Erinnern überhaupt etwas wie Wahrheit gibt, vollständig wahr. Mein ganzer Körper fühlte sich in der Umklammerung zudem so abscheulich erhitzt an, dass an den Seiten meiner Zeige-, Mittel- und Ringfinger ein juckender schweißiger Schorf entstand, den ich im Lauf der Jahre schließlich immer früher am Nachmittag, also später bereits beim Betreten der Treppe, noch später beim Sortieren der Kollekte und letzten Endes dann sogar beim bloßen Denen an die *Opferung* bekam und mir die Erkrankung als schlimme Allergie gegen Geld erklärte.

Den Schorf oder das Ekzem, wie es auch diagnostiziert wurde, könnten heute die Krankenakten meines damaligen Hausarztes Dr. Hartmann noch belegen, sofern es sie noch gibt. Dr. Hartmann ist aber inzwischen gestorben. Andere Beweismittel habe ich nicht. Und ich könnte es gut verstehen, wenn Sie mir all das nicht glaubten, weil ich es ja selbst lange Zeit nicht habe glauben können, dass der Herr Pfarrer H. solche Sachen mit mir macht.

Lieber habe ich gedacht, dass ich wahrscheinlich ein bisschen verrückt bin und mir der Teufel böse Bilder vor die lebendigen Augen treibt, um mich zu versuchen und von der Berufung wegzubringen. Als ich älter wurde und nicht mehr an den Teufel glauben konnte und auch lange nach der Zeit mit dem Pfarrer H., dachte ich dann nur noch, dass ich wahrscheinlich depressiv bin und mich sowieso umbringen muss, weil es eine Verzweiflung gab, die mich jederzeit ohne Anmeldung von hinten schlimmer als alle früher ausgedachten Löwen anfallen konnte und mir sämtlichen mühsam zusammen gekratzten Lebensmut und alle Hoffnung auf alles raubte.

Wenn sich dann die Klammer der schwarzen Arme nach einigen Minuten gelöst hatte, durfte ich mich immerhin noch niederknien und Gott beziehungsweise den Herrn Pfarrer H. um seinen Segen bitten. Wenn ich so weit alles überstanden hatte, war ich so gut wie frei; es dauerte dann nur noch wenige Augenblicke, nur noch die Länge des lateinischen Segnens, bis ich gehen und *gelobt sei Jesus Christus* beglückt nach Hause auf die andere Seite des Gonsbachs durfte, wo mich hin und wieder eine kleine spöttische Bemerkung von Eltern, Schwestern, Großeltern oder Großtanten erwartete, weil ich wieder so lange beim Pfarrer H. war. Ich könne ja bald ganz ins Pfarrhaus einziehen. Ich aber ließ nichts *offenbar* werden.

3

Sie spüren schon, es fällt mir nicht so leicht, zur Sache zu kommen. Deshalb ein paar erzählerische Umwege. Wahrscheinlich auch, weil ich es mir kaum vorstellen kann, dass Sie mir – verständlicherweise – auch nur den Hauch von Glauben schenken könnten, wenn ich Ihnen einfach schriebe: Pfarrer H. hat mich auf das Schlimmste vergewaltigt. Gestatten Sie mir deshalb noch das eine oder andere Ausholen. Großes Gebet zum Beispiel. Großes Gebet ist eine alljährlich wiederkehrende Feier, zu der wie zu anderen Feiern, zum Beispiel Fronleichnam oder die ganz hohen Feiertage, im Pfarrhaus und in der Kirche große Gruppen von Geistlichen eintrafen, wobei die Formulierung von „eintreffenden Gruppen“ bereits die vorsichtige oder sogar vornehme Version ist. Ich habe bei allem, was ich Ihnen schreibe, immer ziemlich lange über die richtigen Bezeichnungen nachgedacht und komme im Zusammenhang der großen Feiertage nur auf die Worte „Horden“ und „einfallen“. Alljährlich sind also zu bestimmten Festtagen ganze Horden von Geistlichen ins Pfarrhaus und in die Kirche eingefallen, so habe ich es erlebt. Ich erzähle das auch nur, weil es ein bisschen das Zustandekommen des fürchterlichen Gestanks erklärt, den der Pfarrer H. ausströmte. Denn die Horden fielen nur zum Schein in erster Linie für die Feier der levitierten Hochämter oder der levitierten Vespere ein, sondern sie fielen nach meiner Beobachtung vor allem zum Zwecke des gemeinsamen Mittagessens, des gemeinsamen Kaffeetrinkens und

Zigarrenrauchens sowie des gemeinsamen Abendessens und Wein beziehungsweise am Ende hemmungslosen Schnapstrinkens ein.

Es war also von heute aus betrachtet eindeutig viel weniger ein Großes Beten als ein Großes Fressen, Großes Saufen und Großes Rauchen und die Mischung aus aufsteigender Magensäure, vorverdauter Bratensoße, Zigarrenrauch, Riesling- und Schnapsfahnen gehörte zu den essentiellen Ingredienzien des Geruches, der mich manchmal zu der zugegebenermaßen anmaßenden gedanklichen Verknüpfung mit der an mir geplanten und durchgeführten Vergasung führte.

Natürlich lernte ich auch bei solchen Gelegenheiten, die ich als Geld zählender und Geld einrollender Ministrant aus dem Pfarrbüro heraus miterleben, hören, riechen durfte, etwas von der Welt kennen. Ich wusste zum Beispiel bis dahin nicht, dass man auch Wildschweinfleisch essen kann beziehungsweise dass es tatsächlich von den Geistlichen in Mengen verzehrt wurde. Sie denken vielleicht, dass ich neidisch war auf den Wohlstand oder dass ich den gesamten Stand der Geweihten schlecht machen will. Das mit dem Neid mag stimmen, das andere liegt mir aber fern, weil ich ja auch einige nette kennen gelernt habe. Nur die in der Horde waren weniger nett. Ich wurde meistens mitten in der besten Laune der Herren als geistlicher Nachwuchs in der Runde vorgestellt oder treffender gesagt vorgeführt, um nicht zu sagen: zum Narren gemacht. Wie elend ich mich dabei gefühlt habe, können Sie sich vielleicht vorstellen oder auch nicht. Zumal ich ja wusste, dass mir da eine Ehre zuteil wurde, und ich das Problem hatte, die Ehre nicht gebührend würdigen zu können, weil ich mich eher fürchtete und mir oft schlecht war, wenn ich in den Saal musste, wo die mir nur als fürchterlich stinkend in Erinnerung befindlichen Zusammenkünfte stattfanden.

Das habe ich wohl niemanden merken lassen, denn der Saal war mit kernigem Gelächter meistens förmlich vollgestopft, wenn der Pfarrer H. mich vorführte und bei den alkoholisierten geistlichen Herren meine Berufung anpries. Ein Saal, vollgestopft mit dem brüllenden Gelächter, das förmlich aus den Pfarrern herausplatzt, die ihrerseits komplett mit Wildschweinen vollgestopft sind – können Sie sich das vorstellen? Stimmung, versteht sich, durchgängig gehoben bis ausgelassen. Ich durfte dazu ein bisschen verlegen lächeln und tat das auch, weil mir ein anderes Gesicht dazu nicht zustand. Am Ende war alles aber nur noch ein einziges Gerülpse oder sogar eher ein Gegrunze und ich hatte den im Nachhinein von mir als ziemlich ehrfurchtslos verworfenen Einfall, dass das ungeheuere Gerülpse und Gegrunze nur vom Wildschweinessen kommen konnte, weil die Pfarrer jetzt genau die Geräusche von sich gaben, die wohl von den verzehrten Tieren geäußert worden waren, bevor man sie erschossen hatte. Ich weiß, ich riskiere, dass Sie meinen Brief nun endgültig

und völlig zurecht als geschmacklos ansehen und vielleicht sogar es ablehnen, ihn weiterzulesen – und es kann einem ja auch wirklich davon schlecht werden, wer wüsste das besser als ich, darf ich vielleicht fragen, ohne mich der Überheblichkeit schuldig zu machen. Ich bitte also um Nachsicht und kann Ihnen auch versprechen, gleich zur eigentlichen Beschreibung der schlimmsten Vorfälle fortzuschreiten, mit einer kleinen Umleitung zum Sakrament der Buße allerdings, die noch kurz ihre Geduld erfordern wird, aber zum Verständnis dessen, was war, vielleicht hilfreich oder sogar nötig ist.

4

Denn zwischen den beschriebenen Freitagen mit der Messdienerstunde und den beschriebenen Sonntagen mit den diversen Diensten war samstags *Beichtgelegenheit*. Diese Bezeichnung stand so in der Gottesdienstordnung. Ich hatte unter dem Wort Gelegenheit aus irgendeinem Grund eigentlich etwas verstanden, was mit Möglichkeit oder Freiwilligkeit zu tun haben müsste, wurde aber vom Pfarrer H. auf meine Pflicht zur wöchentlichen Beichte aufmerksam gemacht. Ich erspare Ihnen ein detaillierteres Eingehen auf das Beichten in jener Zeit, dieses dunkle Murmeln um Schuld, Sünde, Verdammung.

Denn wie die Regeln, die Rollenverteilung, oder das Setting, wie Sie heute vielleicht sagen würden, im Beichtstuhl aussahen, ist Ihnen ja sicher bekannt. Beichtgelegenheit beginnt damals immer ab dreizehn Uhr, der Pfarrer H. sitzt in der Mitte des Beichtstuhls, einer Art großen Holzschanks, von denen sich insgesamt vier in der Pfarrkirche befinden, ein weiterer in der alten Sakristei. Da sitzt er also in einer abgeschlossenen Kabine, sein wie immer nach Wein, Braten, Magensäure und Zigarre stinkender Atem geht mühelos durch die seltsam trüben Gitterfensterchen, hinter denen man sein Gesicht nur erahnen kann, aber es ist unverkennbar der Pfarrer H., bewiesen durch den Gestank, der direkt in die Nase des dort knienden Beichtkinds dringt. Pfarrergesicht und Beichtkindgesicht sind etwa dreißig Zentimeter voneinander entfernt. Der Pfarrer H. kommt vom Mittagessen, da muss er oft aufstoßen. Die Beichtkinder sind zum Warten in zwei Reihen vor den beiden Eingängen der kleineren Seitenkabinen des Holzkastens aufgestellt, in dessen Mitte wie gesagt der Pfarrer H. sitzt. Aus dem Beichtstuhl dringen nur wenig verstehbare Gesprächsfetzen, aber Gespräch ist das falsche Wort, jedenfalls können die Beichtkinder draußen nicht viel von dem hören, was drinnen gemurmelt wird. In der kleinen Kabine für das Beichtkind ist nur eine schmale Kniebank.

Das Kind muss also knien und weiß und riecht, hinter dem undurchsichtigen Gitter sitzt der Pfarrer H. Dann folgt das Kind, das schon lesen können muss, sonst geht es nicht, der Anleitung in Nummer zweiundsiebzig des Gesangbuchs - *Beichtandacht für Kinder* -, wo alles genau drin steht. Begrüßungsformel, Meldung darüber, wann die letzte Beichte war, also vor acht Tagen, *In Demut und Reue bekenne ich meine Sünden* und dann das Sündenbekenntnis entlang der Zehn Gebote. Formulierungen für Sünden sind im Beichtspiegel, ebenfalls unter Nummer zweiundsiebzig, vorgeschrieben. Hilfreiche Fragen unter der Überschrift Gewissensforschung führen das Beichtkind zuvor in die richtige Stimmung, zum Beispiel: *Habe ich vielleicht in der letzten Beichte etwas vergessen?* Nächste Frage: *Habe ich vielleicht in der letzten Beichte eine schwere Sünde absichtlich ausgelassen?* Und so weiter, Fragen zur Buße, zu besonderen Vorsätzen, dann schließlich der eigentliche Beichtspiegel, Sünden gegen alle Zehn Gebote. Jede Sünde muss mit einer Art Mengenangabe versehen sein, es genügt also nicht zu beichten: *Ich habe in der Kirche geschwätzt, gelacht und Unfug getrieben*, sondern man muss dazu sagen, wie oft, etwa: Ich habe *manchmal* in der Kirche geschwätzt, gelacht und Unfug getrieben. Alle Gebote sind mit einem kleinen Regelsatz anschaulich gemacht, damit das Beichtkind auch weiß, worum es geht und was es als Gotteskind tun oder lassen muss. Das sechste Gebot und das neunte Gebot zum Beispiel sind unter der Überschrift *Schamhaftigkeit und Keuschheit* zusammengefasst. Worum es darin geht, ist mit den beiden Sätzen verdeutlicht: *Gotteskinder halten Leib und Seele rein. Wenn jemand sie verführen will, sagen sie es den Eltern.* Selbstverständlich konnte ich mir trotzdem nichts darunter vorstellen, hatte aber bereits im Erstkommunionunterricht in Erfahrung gebracht, dass interessierte Nachfragen zu gerade diesen beiden zusammengefassten Geboten jedenfalls nicht erwünscht waren.

Bei manchen Sünden muss man auch Aussagen über Mittäter machen, zum Beispiel würde es nicht genügen zu beichten: *Ich habe Unkeusches getan*, sondern es ist wichtig zu sagen: *Ich habe Unkeusches allein getan* oder: *Ich habe Unkeusches mit anderen getan*. Außerdem muss eine Antwort auf die Frage *Wie oft* gegeben werden. Der Pfarrer H. kann dann von seinem Recht Gebrauch machen nachzufragen, ob es sich um männliche oder weibliche andere gehandelt hat und wer es war. Das Kind muss es dann sagen, und der Pfarrer steht unter dem Beichtgeheimnis, das heißt er sagt nichts weiter, kann aber erfahrungsgemäß verratene Mittäter in Strafmaßnahmen einbeziehen.

Außer gegen die Zehn Gebote kann man sich auch gegen Kirchengebote versündigen. *Ich habe wissentlich am Freitag und an Tagen, an denen es verboten ist, Fleisch gegessen.* Als letztes gibt es noch Hauptsünden, das sind laut Beichtspiegel die Sünden, aus denen die meisten anderen Sünden herkommen. *Ich bin stolz gewesen* lautet die erste der sieben

Hauptsünden. Die weiteren: Ich bin *geizig, neidisch, unmäßig, zornig, faul* gewesen. Wenn man nachrechnet, sind das erst sechs Hauptsünden, eine weitere bezieht sich wieder auf die geheimnisvolle Unkeuschheit, dazu steht aber im Beichtspiegel unter der Überschrift Hauptsünden keine Sündenbeschreibung, sondern nur der Satz in Klammern: *Das hast du schon beim 6. Gebot gesagt*. Also zum Beispiel *Ich habe mich (andere) unschamhaft berührt*.

Was das alles mit dem zu tun hat, was ich Ihnen eigentlich schreiben will, wird Ihnen vielleicht nicht auf den ersten Blick deutlich. Ich jedenfalls hatte mit der Zeit mein kleines festes Sündenrepertoire, im Großen und Ganzen unverfänglich, und erfand mit der Zeit sogar einen bösen Trick, mit dem ich mir die Absolution erschwandelte, also mir mit Hilfe einer List immerhin einen zwar kurzzeitigen, aber doch wirklich erlösenden Zustand von Sündenfreiheit ergattern konnte, was ich übrigens bis heute noch niemandem gebeichtet habe. So gesehen mache ich Sie hiermit und heute zu einer Art Beichtvater für mich. Die Schlussformel nach dem Sündenbekenntnis sollte nämlich lauten: *Dies sind alle meine Sünden. Ich bereue sie von Herzen*. Je routinierter ich beichtete, desto verschwommener leierte ich diese zwei Sätze hin, die der Pfarrer H. weiterhin so verstand, wie er sie verstehen sollte, aber ich für mich wusste, dass ich nur gesagt hatte: Dies UND alle meine Sünden – ich bereue sie von Herzen. Alles, komplett alles war also gebeichtet, auch wenn es nicht gesagt war. Das war eine der wenigen Situationen, in denen ich mich dem Pfarrer H. gegenüber in einer Art unabhängiger Position fühlte: zwar klein und ohne wirkliche Kraft, aber doch listig wie das tapfere Schneiderlein im Austricksen gewaltiger Riesen. Natürlich war dieses Gefühl eine letztlich völlig aussichts- und hoffnungslose Illusion, wie Sie gleich unschwer erkennen können.

Ich beichtete jeden Samstag beim Pfarrer H., auch wenn ich vielleicht lieber mal bei einem der beiden Kapläne oder der fremden Patres, die eigens zum Beichthören anreisten, gebeichtet hätte, aber ich wusste, dass der Herr Pfarrer H. gerade bei mir, weil ich ja seine *geistliche Frucht* war, besonderen Wert darauf legte, dass ich bei ihm persönlich beichtete und es mir niemals verzeihen würde, wenn ich zu einem anderen Beichtvater ginge. Seinen Zorn hätte ich nicht ausgehalten, der natürlich in diesem Fall keine Hauptsünde war, sondern, weil es der Zorn des Pfarrers war, ein heiliger Zorn und damit frei von Sünde. Außerdem hatten Erwachsene einen anderen Beichtspiegel und darüber, ob Pfarrer überhaupt beichten gehen mussten, war ich nicht unterrichtet worden.

Ich bekam von ihm jedenfalls immer die Absolution, war also die Sünden nun wieder los, wengleich nur unter der Bedingung, dass ich die aufgetragenen Bußgebete betete und mir über die wirkliche, wahre, vor Gottvater, seinem Sohn und unserem Heiland Jesus Christus

und drittens dem Heiligen Geist tief empfundene unanzweifelbare Echtheit meiner Reue sicher war. Diese absolute Sicherheit habe ich leider nur selten hinbekommen, schon wegen meines Tricks hatte ich zwar ein paar Zweifel, die konnte ich aber doch ganz gut wegdenken. Mit einer wenigstens halbwegs wieder sauberen Seele, die vielleicht nicht so weiß wie ein frisches Taufkleid, aber doch notdürftig gewaschen war, kam ich trotzdem jeden Samstag zurück, manchmal sogar froh, auf die andere Seite des Bachs, und begann bereits am selben Abend, neue dunkle Flecken darauf zu bekommen, weil ich mit meinen Schwestern Streit bekam und wenn ich zu ihnen Arschloch sagte, hatte ich bereits eine meiner Routinesünden begangen, die ich jedes Mal beichten musste: *Ich habe oft schmutzige Reden geführt.*

5

Schließlich hat es sich zufällig ergeben, dass ich im Pfarrhaus übernachten durfte, um nun doch zur Sache zu kommen. Oder möglicherweise lässt es sich auch so sagen: aufgrund der Großzügigkeit des Pfarrers entstanden mehr oder weniger zufällig Situationen, die mein Übernachten im Pfarrhaus dann doch notwendig machten. Solche Situationen gab es mindestens zweimal, wahrscheinlich aber öfter, ich kann mich heute jedenfalls genau nur an zwei Male erinnern. Das spricht gegen meine Glaubwürdigkeit, werden Sie einwenden, auch dass ich die zwei erinnerten Übernachtungen nicht mit Datum, ja nicht einmal mit Jahreszahlen versehen kann, rücken das erinnerte Material in ein zweifelhaftes Licht. Aber da ist es ja ohnehin schon. Mitten im zweifelhaften Licht. Beim ersten der beiden Male bestand das zweifelhafte Licht aus einer kaputten 20-Watt-Birne in einem Nebenzimmer des Schlafzimmers des Pfarrers.

Die Birne war in eine Nachttischlampe geschraubt, die auf einem Nachttisch stand, neben dem Bett, in welchem ich schlafen sollte. Ich muss damals elf oder zwölf Jahre alt gewesen sein, vielleicht auch erst zehn oder schon dreizehn, ich weiß nicht. Plausibler Grund für die notwendig gewordene Übernachtung im Pfarrhaus war eine Opernaufführung im Stadttheater, zu der mich der Pfarrer H. eingeladen hatte. Othello mit Pausen macht zusammen eine Vorstellung von längerer Zeit. Jedenfalls würde nach Auffassung des Pfarrers die Aufführung zu lange dauern als dass es noch möglich wäre, mich anschließend noch nach Hause auf die andere Seite des Bachs gehen zu lassen. Schließlich müssen meine Eltern und die Großeltern schlafen, sie müssen morgens früh raus, müssen im Unterschied zum Pfarrer richtig arbeiten. Da ist es nicht sinnvoll, wenn der kleine Hans-G., der nach der Oper erst gegen Mitternacht heimkommen würde, zum

Schlafen nach Hause geht, zumal er am nächsten Morgen wieder Küsterdienst für die Frühmesse hat.

Soweit ist also alles in Ordnung. Große Ehre für die ganze Familie. Sie müssen sich das vorstellen: der Hochwürdige Herr Pfarrer H. lädt den kleinen Sohn in die große Oper ins Mainzer Stadttheater ein. Von der Oper weiß ich noch, dass der Pfarrer H. dauernd auf seine Sessellehne klopfte und sich fortwährend, auch während der Musik, meiner Einschätzung nach abfällig über die Frauen, egal ob über Zuschauerinnen oder Darstellerinnen, äußerte. Giuseppe Verdi war mir ein Begriff, mein Vater war ein Liebhaber von Verdi-Opern und ich kannte ein paar Othello-Arien aus dem Radio beziehungsweise vom beim morgendlichen Rasieren singenden Vater. Im Theater selbst habe ich von der Musik und den Arien aber wenig mitbekommen, weil der Pfarrer H. immerfort auf mich einredete, was ich zunächst überhaupt nicht begreifen konnte, dass einer in die Oper geht, um während der Musik fortwährend zu reden. Aber ich musste es dann doch einsehen oder akzeptieren oder wenigstens ertragen. Die Loge, in der ich mit ihm allein saß, war außerdem gleich mit seinem schlechten Geruch ausgefüllt. Auch das weiß ich noch. Was mir der Pfarrer H. mit seinem fortwährenden Reden vermitteln wollte, kannte ich zwar schon, hatte wie immer mit der Boshaftigkeit von Frauen zu tun, aber er konnte es mir jetzt irgendwie mittels der Handlung der Oper nachweisen, wie er sagte. Ich habe es aber trotz all meiner Bemühung um Verstehen und eine dem Pfarrer gezeigte Verständigkeit gar nicht recht verstanden, wo doch Desdemona erwürgt wurde. Wahrscheinlich hatte ich wegen der ununterbrochenen Rede des Pfarrers nicht richtig mitbekommen, dass sie selbst dran schuld war, erwürgt worden zu sein, vielleicht lag die Schuld nur darin, dass sie ziemlich schön war, ich weiß nicht.

Nach der Oper steckte sich der Pfarrer H. im Taxi eine Zigarre an, die er dann im Pfarrhaus zu Ende rauchte. Solange durfte ich noch neben ihm im Sessel sitzen. Er sagte nun nichts mehr, schaute mich nur unaufhörlich an, bis die Zigarre aus war, bestimmt länger als eine Stunde lang. Dann musste ich mich in das Nebenzimmer begeben, wo ein Bett für mich frisch bezogen war. Ich schlief auch bald ein, hundemüde. Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, ich wurde jedenfalls von einer schwitzigen Hand geweckt, die ich auf meiner Stirn liegen fühlte. Der bekannte gefürchtete Geruch erlaubte keinen Zweifel, wessen Hand da auf meiner Stirn lag.

Es war noch dunkel, ich wollte die Nachttischlampe anknipsen und wundere mich heute darüber, dass ich den unglaublichen Mut dazu offenbar tatsächlich aufgebracht habe, meinen Arm sich zu dem Lichtschalter schleichen zu lassen. Aber wie gesagt, die Birne war kaputt. Die Hand löste sich sofort von meiner Stirn, aus der Tür verschwand nach draußen in sein

Schlafzimmer der Pfarrer H., den ich zum ersten Mal in meinem Leben nicht in seiner dreiunddreißig Knöpfe langen Soutane sah. Das weiß ich genau, weil ich noch dachte, dass er beim Ausziehen all die dreiunddreißig Knöpfe einzeln aufgeknöpft haben musste. Er verschwand in seinem Zimmer, in dem noch ein schwaches Licht brannte, so dass ich ihn durch den Türrahmen hinausgehen sah. Vielleicht hatte ich Fieber und der Pfarrer H. wollte meine Temperatur prüfen. Ich kannte dieses Fühlen, Hand auf die Stirn, von zu Hause. Ich wollte mir nichts aus dieser Hand des Pfarrers machen, aber ich hatte ein großes Unbehagen und schlief nicht mehr bis der Pfarrer H. um fünf Uhr mich zum Dienst rief.

6

Die zweite der beiden sicher erinnerten Übernachtungen im Pfarrhaus war wahrscheinlich nicht wirklich erst die zweite, aber sie passierte sicher nicht vor der Opernacht. Ich weiß das Jahr nicht, aber es war zwischen Weihnachten und Dreikönig, nicht lange nach dem Johannisweinfest. Die nicht abstreitbare Notwendigkeit für eine erneute Übernachtung im Pfarrhaus war diesmal noch besser begründet als bei Othello. Alljährlich spendeten die Gläubigen der Pfarrei eine beachtliche Summe zur immer weiteren Ergänzung der Tiroler Arvenkrippe.

Der inzwischen erblindete Krippenschnitzer Kirchmayr aus Tirol arbeitete das ganze Jahr über an neuen Figuren für das inzwischen bereits mehrere hundert Stück große Krippenwerk. So mussten auch in diesem Jahr neue Figuren in Tirol geholt werden. In Auftrag gegeben waren ein Quartett kleiner Engel, die Hand in Hand in der Nähe des Neugeborenen tanzen sollten, ein ehrfürchtiger Hirtenbub, der mit der Hand hinterm Ohr dem Erzengel Gabriel lauscht und ein zweihöckeriges Kamel für die Dreikönige. Die Figuren waren nun fertig und konnten, wenn man sie nun holen würde, noch vor dem Dreikönigsfest, in die ganze Krippenszene gestellt werden.

Kirchmayrs Frau hatte angerufen und der Pfarrer H. hatte sofort zugesagt zu kommen, ließ in dem Tiroler Bergdorf drei Zimmer für eine Übernachtung bestellen, bestimmte zwei Fahrer für seinen Opel Rekord und mich als seinen Begleiter. Meine erste Auslandsreise. Ich musste dankbar sein, würde die Alpen sehen, worum mich mein Vater beneiden würde, Schnee in Meterhöhe, dem berühmten Kirchmayr bei seiner Arbeit über die Schulter sehen. Ich durfte, ja musste mich geehrt fühlen und hatte doch eine untergründige Angst, wäre am liebsten ganz krank gewesen, um daheim bleiben zu können. Vor der Abreise, die für einen frühen Morgen um vier Uhr angesetzt war, bot es sich an, dass ich wieder beim Pfarrer übernachten würde, um meinen Eltern das Aufstehen mitten in der Nacht zu ersparen.

Ich durfte schon am Nachmittag um drei im Pfarrhaus sein, dem Pfarrer H. lauschen, mit ihm Kuchen essen und Kaffee trinken, später zu Abend essen, mit ihm das Brevier beten und den Gestank seiner abendlichen Zigarre einatmen. Die Unterweisungen hatten diesmal erneut den mir bereits bekannten Inhalt. Dass nämlich Frauen unmittelbare Bedienstete der Macht des Bösen sind, von Eva an Wegbereiter eines bösen *Subjektivismus*, und wie er, der Pfarrer H. neulich im Hochamt einer Frau, die in Hosen, ich solle mir vorstellen: in Hosen, an die Kommunionbank getreten sei, die Hostie verweigern musste, weil er keinesfalls daran mit schuldig werden wollte, dass vor seinen priesterlichen Augen von einer dieser provokanten *Modernistinnen* auf *subjektivistische* Weise das Heilige Brot, der Leib unseres Herrn Jesus Christus, der für uns gestorben ist, unwürdig würde verzehrt werden. Ich selber solle den Heiligen Leib niemals unwürdig in den Mund nehmen. Niemals unwürdig, das musste ich geloben. Ich gelobte und schwieg und auch der Pfarrer H. schwieg dann. Es folgten lange Minuten, in denen er mich mit seinen Augen fixierte und mich nicht los ließ bis er mich hinknien ließ, mir einen Segen, den ich bis dahin nicht gekannt hatte, gab und mir mit einer eisenharten Umarmung den Gute-Nacht-Kuss auf die Stirn drückte, dass mir schlecht wurde.

Zum Glück durfte ich dann ins Bett. Wieder ins selbe Bett wie nach der Oper und morgen früh würden wir nach Tirol fahren. Mir war schlecht, auch im Bett, Schlaf konnte ich nicht finden, so sehr ich auch gewollt hätte. Als die Hand wieder auf die Stirn kam und ich um die kaputte Birne in der Nachttischlampe bereits wusste, traute ich mich diesmal nicht, mich zu bewegen und tat als ob ich schlief. Der Geruch, der auf mich herunter fiel, war unerträglich, es war der bekannte Gestank, außerdem schien mir, es habe sich ein zusätzlicher strengerer Duft mit hinein gemischt. Ich wartete, bis die Hand sich von meiner Stirn lösen würde. Ich wartete aber vergeblich. Die Hand erhöhte den Druck und schob sich langsam über meine Augenbrauen nach unten und dann schloss die schwere Handkante des Pfarrers H. meine Augen, so dass ich sie, die ich zwar nicht öffnen wollte, nun aber nicht mehr öffnen konnte, und das ist ein Unterschied.

Jetzt wird die Decke, mit der ich mich zugedeckt hatte, weggerissen und gleich darauf spüre ich einen raschen festen Griff einer zweiten Hand. Diese zweite Hand fasst mich hart da an, wo ich mich selbst niemals anfassen darf. Ich zucke in einem von mir bis dahin nicht für möglich gehaltenen Entsetzen zusammen, und nichts von dem, was zwischen meinen Beinen geschieht, ist mir begreiflich. Eine fürchterliche Angst, eine unerträgliche Scham drängen sich von dort her mit einer unbarmherzigen Druckwelle durch den Bauch, den Brustkorb, den Hals, in meinen Schädel. Ich fühle leider und muss, wiewohl ich es nicht kann, die äußerste Peinlichkeit ertragen, dass sich mein Glied so hart macht wie nie zuvor.

Und ich spüre, wie die zweite Hand dieses kleine harte Glied gegen meinen Unterbauch presst und dann in ihre Faust einschließt, aus der es nicht mehr heraus kommen kann. Ich will, was ich erlebe, übrigens keineswegs erleben. Ich bin eingemauert in den zwei festen Griffen des Gottesmannes. Was dann geschieht, sollte ich Ihnen besser nicht erzählen, weil es eine solche Gewalt ist und ich Gewaltdarstellungen im Grunde ablehne.

Wie würde ich abspringen können? Nie würde ich abspringen können. Ich bin noch in mir drin, will aber heraus, versuche mit meiner ganzen kleinen Kraft heraus zu kommen aus mir, weil ich die Verzweiflung nicht ertrage, nicht die Scham, und weil die Angst mich vernichtet. Ich muss heraus kommen aus meinem festgehaltenen Körper und kann nicht. Die erste Hand verändert ihre Lage, mit Daumen und Zeigefinger hält sie mir die Nase zu, den Druck auf die Augen noch verstärkend. Ich habe den Mund geschlossen, will eigentlich nur noch den Gestank nicht in den Mund bekommen, muss aber zum Atmen die Lippen öffnen, und von dem, was mir gerade in den Mund geschoben wird, denke ich noch kurz, dass es unmöglich das sein kann, was ich denke, aber es scheint doch das zu sein, nur höre ich jetzt zu denken völlig auf.

Mein Herz trommelt wie idiotisch, ich habe wahnsinnige Angst. Und Schmerzen am ganzen Leib und weiter innen. Und ich habe leider, obwohl ich nichts mehr denke, ganz wache Sinne, höre den Pfarrer H. stöhnen als ob er stirbt, aber er stirbt nicht, bedauerlicherweise. Ich hoffe inbrünstig oder vielleicht bete ich sogar darum, dass wenigstens ich gleich sterbe, und ich wage nicht zu wissen, was ich aber doch weiß. Jetzt habe ich die Frucht vom Baum der Erkenntnis im Mund. Und zerrissene Gedankenfetzen oder Brocken sinnloser Fragen schießen durchs Hirn, ob er darf, was er jetzt tut und ob es bei Pfarrern vielleicht eine heilige Umschamhaftigkeit wie zum Beispiel einen heiligen Zorn gibt. *Bibe amorem sancti Ioannis*. Fünfmal, zehnmal schnauft der Pfarrer H. diesen Satz. Imperativ, Akkusativobjekt. Aber ich will seine Liebe nicht trinken. Je heftiger er den Satz schnauft, desto drängender wird der heilige Leib, den ich unwürdig in den Mund bekommen habe, desto härter der Griff seiner Hände. Sterben geht nicht. Tief im Bauch klumpen sich Schmerzen zusammen, werden zur sich vergrößernden Kugel, die sich brennend nach oben wälzt, zum Herz, zum Hals, in den Mund, an die Schläfen. Ein entsetzlicher Ekel dehnt sich über den Innenraum meines Rumpfes in den Schlund, will durch alle Öffnungen nach draußen, wird aber von der Haut, die zu hartem Beton wird, gnadenlos drinnen gehalten. Die Gedankenfetzen zerfallen in schneidend kalte flüssige Materie, die vom Kopf her durch Speise- und Luftröhre hinunter fließt und den Schmerzklumpen ins Wahnsinnige verdickt. Stinkendes Gas strömt durch die Nasenlöcher ins Innere, zersetzt die Lunge zu einem breiigen Schleim aus Schuld und Angst und Scham, der sich in den leeren Schädel drängt und dort zu scharfkantigen Brocken

kristallisiert. Außen zerkrümelt die Welt zu Staub, das Zimmer, das Pfarrhaus, alles stürzt ein über mir, aber kein Stein bleibt Stein, der mich erschlagen könnte, so sehr ich es auch will, wenn ich überhaupt etwas wollen kann. Unbarmherzig zwingt das Gewicht des Ungeheuers, das sich stoßend über und in mir bewegt, mein Bewusstsein, in äußerstem Wachzustand zu bleiben, während der Körper, der vorhin noch ich war, in Lähmung erstarrt, ich verliere mich völlig und kann doch nicht den Schalter ausknipsen, die Wahrnehmung löschen, obwohl ich zunichte bin und es keinen festen Grund mehr gibt, auf dem ich jemals auch nur einen Schritt noch würde gehen können.

Erst in der äußersten Auflösung meiner Person gelingt es mir, oder besser dem was in mir noch ich sein könnte, endlich, einen Notausgang aus mir zu finden. Als fleisch- und knochenloses Seelenwesen schlüpfe ich zwischen meinem linken kleinen Fußzeh und dem dazu gehörenden Zehennagel nach unten weg, lasse meinen Körper dem Pfarrer H. da liegen, der, wie mir nun von außen sichtbar wird, völlig vergeblich nach dem Saft aus der Tiefe seines schweren Bauchfasses verlangt, den er meinem Mund einflößen will.

Bevor ich hinter den Vorhang und dann durch das gekippte Fenster hinaus ins Freie fliege, betrachte ich mir die eigenartige Skulptur aus zwei Menschenkörpern, mache geradezu eine dokumentarische Aufnahme in Schwarzweiß: auf dem Bett liegender etwa elf- oder zwölfjähriger Jungenkörper mit heruntergerissener Hose, in todgleiche Reglosigkeit erstarrt, oder wahrscheinlich vollständig ausgelöscht, in den sich wie eine dumpf arbeitende Maschine ein seltsam verbogener schwerer Mann, etwa sechzigjährig, hinein drückt oder zwängt, mit einer Hand die Augen des Jungen wie für immer verschließend, mit der anderen dessen Penis umklammernd, wie um ihn abzureißen. Ein halbwegs aufgerichtetes Männergeschlechtsteil ist in die dafür zu kleine Mundöffnung des Jungen regelrecht hinein getrieben. Gerüche nach Zigarrenrauch, Magensäure, Pisse, Schweiß, Fisch, gerülptem Weindunst und Scheiße füllen den Raum restlos aus wie Gas; Geräusche wie Schnaufen, Schnauben, Rotzen, Rülpsen, Schlürfen, Ächzen machen zusammen mit den Gerüchen das Zimmer zu einer mit schmieriger Masse oder schleimigen Schwaden ausgefüllten nachtschwarzen Kammer, in der ganz hinten das gekippte Fenster als einzige, wenn auch klägliche Möglichkeit schwach aufscheinen könnte, wenn in dieser völligen Trostlosigkeit das schöne tröstende Wort „Möglichkeit“ überhaupt Verwendung finden dürfte. Gefühle des Jungen: keine mehr. Diese ausschließlich dokumentarischen Zwecken dienende Aufnahme habe ich ohne jedes technische Hilfsmittel kraft einer einfachen Speicherfähigkeit – heute würde man vielleicht sagen: vollkommen cool – noch im Verlassen des Raumes angefertigt, das Ende der Szene bleibt in diesem Augenblick gänzlich unbedeutend, nicht mehr von geringstem Interesse.

Denn ich musste jetzt davon fliegen, ließ die zwei Körper beieinander im Zimmer liegen und kam mit wenigen Schwingenschlägen zu einem der neuen Hochhäuser, setzte mich dort eine Weile auf das Geländer des höchsten Balkons, betrachtete mir den Ort, die Kirche, das Rathaus, den Bach, die Gemüsegärten, den alten Dorfkern, und flog dann weiter, inzwischen in Gestalt eines traurigen Steinkäuzchens, zu den Dünenresten vom Großen Sand, über die der Mond ein friedliches Licht ausbreitete, oder vielleicht waren es auch die kauligen Augen von *Athene noctua*, die dieses Licht werfen konnten. Lange rastete ich auf einer nackten Kiefer und stellte mir das Unsinnigste überhaupt vor, nämlich auf welche Weise, in welcher raumlosen Ferne und in welcher zeitlosen Zukunft ich so etwas wie die Kunst des körperlosen Überlebens würde zu erlernen fähig sein. Können Sie mir noch folgen?

Vielleicht unterschätze ich Ihre Auffassungsgabe oder Ihr Einfühlungsvermögen, und vielleicht werfe ich Sie – ohne es im Eigentlichen zu wollen, aber doch gerade auf dem Hintergrund dessen, was ich Ihnen erzählen will – in genau den einen Topf, in den Sie sicherlich wahrhaftig nicht gehören; ich will mich jedenfalls bemühen, es Ihnen wieder ein wenig leichter zu machen. Ich kam damals rechtzeitig vor vier Uhr zurück und fand den Körper des Jungen nun schlafend in dem Bett, noch nicht zugedeckt. Ich, der kleine Seelenkauz, wusste nun aber bei aller Traurigkeit doch sehr gut, dass ich ihn für viele Jahre alles vergessen lassen musste, nahm Platz in dem verwüsteten Leib und wurde identisch mit ihm, mit mir, spätestens beim Klingeln des Weckers.

Ich also, damit meine ich mich im mit mir selbst nun vielleicht wieder mehr oder weniger identischen Zustand, wurde dann wach und mir war schlecht wie am Abend, als ich ins Bett ging, hatte jedenfalls, soviel stand fest, schlecht geschlafen, hatte vielleicht auch etwas Ungünstiges geträumt, und sah am Morgen, dass im Pfarrhaus alles an seinem Platz war, Bett, Nachttisch, Lampe, Zimmer des Pfarrers, Frühstücksraum, Pfarrbüro, Soutane samt Knöpfen, Treppenausgang, Opel Rekord, Pfarrkirche. Der Pfarrer hinter der Zeitung war unverdrossen mit seinem Kampf gegen die *Modernisten* beschäftigt. Und ich erwischte gerade noch den Zipfelrest eines verschwindenden Gedankens: nicht das Geringste würde *offenbar werden*. Ich hatte, so war ungefähr meine Anmutung, quasi glücklicherweise, wenn ich überhaupt etwas erlebt haben sollte, das Erlebte wahrscheinlich und zum Glück gar nicht wirklich erlebt, spülte einen schlechten Geschmack aus meinem Mund aus, frühstückte auf Geheiß des Pfarrers entgegen meiner Appetitlosigkeit, die in jenen Jahren bei mir aber nichts Ungewöhnliches war, ein Brötchen, trank Kakao, obwohl ich mich auf Kakao hin schon manchmal hatte übergeben müssen, wurde hinter dem Fahrersitz ins Auto eingewiesen und

durfte nun wieder, wenn auch müde, den bereits bekannten Unterweisungen des Pfarrers lauschen, der neben mir, also hinter dem Beifahrersitz saß.

Unterwegs entstanden glücklicherweise Pausen, weil ich mich ein paar mal erbrechen musste, und später, zu meiner stillen Freude, wie ich ehrlich zugebe, verflüchtigte sich meine Übelkeit dann in der weichen Schneeluft eines Tiroler Bergdorfs für eine gewisse Zeit. Dem blinden Schnitzkünstler bei der Arbeit zuzusehen, war sehr aufschlussreich, das Holz der Zirbelkiefern fühlte sich zart und warm an und die hier in den verschneiten Bergen weihnachtlich anmutenden Geschichten, die Kirchmayr über die Tannenhäher erzählte, die die Arvensamen über die Hänge verbreiten halfen und so beständig für immer neuen Nachwuchs von gutem Schnitzholz sorgten, waren doch ganz beruhigend zu hören und ermöglichten mir ein bisschen Abstand von den im Auto ertragenen sechshundert Kilometer langen Unterweisungen, die ja nur durch die wenigen Pausen aufgrund meiner Anfälle von Erbrechen unterbrochen werden konnten. Der Schnitzer ließ mir durch seine Frau sogar ein Bild dieses Vogels in einem Vogelbuch zeigen und ich prägte mir den schönen Namen *Nucifraga caryocatactes* ein. Ich hätte gerne einen dieser Nussknacker einmal zu Gesicht bekommen, aber die Jahreszeit war nicht günstig dafür, sie waren jetzt hinunter in die milderen Täler geflogen. In der Pension bekam ich von der Wirtin ein eigenes Zimmer zugewiesen und sogar einen eigenen Zimmerschlüssel in die Hand gedrückt. Am liebsten hätte ich mein Zimmer abgeschlossen, traute mich aber nicht, weil ich nicht wusste, ob es der Pfarrer H. gut heißen würde, wenn ich eigenmächtig ihm den Zugang zu mir verwehren würde. Soviel ich weiß, passierte in dieser Nacht aber nichts. Ich weiß aber nicht soviel.

Zu Hause erzählte ich dann von dem Humor des Pfarrers, der den Zollbeamten zwischen Bayern und Tirol auf die Frage, ob er etwas zu verzollen habe, geantwortet hatte: ein Kamel. Und wie die Beamten erst böse geworden waren und dann, als der Pfarrer H. das geschnitzte Trampeltier zeigte, mit ihm in ein gewaltiges Lachen ausgebrochen waren. Und von dem vielen Schnee und den Bergen erzählte ich, und sonst war eigentlich nichts Besonderes. *Gotteskinder sagen den Eltern, wenn jemand sie verführen will, aber ich bin kein Gotteskind, und wenn ich je eins war, bin ich keines mehr. Was bin ich nun? Ich bin versaut, verwüstet, verzweifelt und voller Scham, ich weiß immer nicht warum und ich werde mich wohl in die Reihe der Abgesprungenen einreihen müssen, besser früher als später, ich bin, so kann ich es heute sagen, auch wenn es damals schon galt, ein schmerzendes Bündel aus elender Bedrückung und Schuld. Am besten bin ich nichts mehr. Gar nichts.*

Sie werden es vielleicht nicht für möglich halten, aber am darauf folgenden Samstag habe ich bei Pfarrer H. mein Repertoire gebeichtet wie immer und habe, obwohl die

Sündenvorschläge im Beichtspiegel mir anderes hätten nahe legen können, keinen der beiden Sätze in mein Sündenregister aufgenommen. Nicht den Satz *Ich habe mich von anderen unschamhaft berühren lassen*. Und nicht den Satz *Ich habe Unkeusches an mir tun lassen*. Mir ist zu diesen Sätzen bei meiner wie immer gewissenhaften Gewissenserforschung wie immer nichts eingefallen. Und auch bei der nächsten Beichte fielen mir die Sätze bei der Frage nach den vergessenen Sünden oder den absichtlich weg gelassenen schweren Sünden nicht ein. Hinter dem letzten Satz steht in der Beichtandacht für Kinder, Nummer zweiundsiebzig im Gebet- und Gesangbuch, übrigens noch die nicht ganz uninteressante Frage *Wie oft?* Auch dem Pfarrer scheint nichts extra eingefallen zu sein, die mir auferlegte Buße war nämlich nicht größer als sonst, drei Vaterunser und drei Avemaria.

7

Was sonst noch im Pfarrhaus geschah, will ich Ihnen lieber nicht schreiben, auch weil ich es selbst nicht so genau weiß, es vielleicht auch nicht mehr so genau wissen will, es soll im Dunkel bleiben, die 20-Watt-Birne war zum Glück kaputt. Ich will nicht weitere Erhellungen.

Vielleicht wäre zwar noch des Erzählens wert, wie im Pfarrhaus an Freitagen und an anderen *Fast- und Abstinenztagen* dicke gebratene Scheiben von Rinderleber oder Nierenspieße zu Mittag und Blutmagen am Abend auf den Speisezimmertisch kamen. Und wie mir der Pfarrer H. erklärte, warum es sich bei diesen Gerichten nicht um Fleisch handelt, was ja an solchen Tagen verboten war, sondern um vollkommen andersartig zusammengesetzte Gewebearten. Und dass sie daher als erlaubt zu gelten hatten. Aber das erspare ich Ihnen jetzt, weil es auch wohl nur am Rande wichtig ist und mir höchstens dazu dient, den Pfarrer H. bei Ihnen anzuschwärzen, wozu, wie ich zugeben muss, mich manchmal eine gewisse Lust befallen könnte.

Oder wie der Pfarrer später eine Silvesterparty auflöste, weil er dahinter kam, dass jemand an der Wand des Jugendraums im Keller unter der Sakristei das Poster einer Manuela genannten Schlagersängerin im DIN-A 3 - Format angebracht hatte, deren Anblick ich so schlimm ehrlich gesagt gar nicht fand.

Oder wie der Pfarrer uns immer an Sommeranfang in der Sakristei bei der Einstimmung auf die Stille Messe erklärt, wie ein *richtiger Bub* im Sommer angezogen sein müsse: kurze Hosen und Kniestrümpfe, aber nicht kurze Hosen und kurze Socken und auch nicht lange Hosen; halbärmeliges Hemd, aber kein langärmeliges Hemd und – das versteht sich von

selbst - kein ärmelloses Hemd. Dass *richtige Buben* auch nicht ins Schwimmbad gehen, weil das Umherlaufen mit freiem Oberkörper etwas ist, was *richtige Buben* nicht wollen, und niemals in eins der beiden Kinos, die wir im Ort hatten, weil es, wie der Pfarrer wusste, keine guten Filme mehr gibt, wenn es überhaupt jemals gute Filme gegeben hatte, und die *richtigen Buben* keine schlechten Filme sehen möchten, ist ja wie gesagt selbstverständlich. *Richtige Buben* werden also unter bestimmten Bedingungen vom Pfarrer geliebt - aber es ist wohl doch nicht weiter des Erzählens wert, denn die Jahre bis ich sechzehn war, bis ich mich also schließlich von dem Pfarrer H. durch die Erklärung getrennt habe, ich fühle mich nicht zum Priestertum berufen, diese Jahre gleichen sich im Grunde, wie sich auch die Sonntage in diesen Jahren gleichen.

Eine Vorstellung, die mein Denken und Fühlen schließlich vollständig einnahm und die bei aller Gleichartigkeit der Jahre, der Sonntage, doch eine gewisse Dynamik oder eine gewisse Entwicklung zeigt, möchte ich Ihnen aber noch mitteilen und hoffe dabei vielleicht nicht vergeblich auf Ihr Verständnis. Sie, also die Vorstellung, fing an, mich seit der Reise nach Tirol in immer steigendem Maß und mit immer härterer Gewalt zu quälen. Wenn ich die Sonntagnachmittage im Sessel beim Pfarrer H. saß, musste ich Gedanken denken, vor denen ich mich fürchtete. Es waren immer dieselben Gedanken oder besser dieselben Bilder, aber – und das meine ich mit Entwicklung oder Dynamik – sie nahmen an Plastizität zu und bekamen im Laufe der drei oder vier Jahre einen immer stärkeren, schließlich fast unwiderstehlichen Aufforderungscharakter.

Im Zimmer des Pfarrers standen mehrere große Kerzenleuchter, mindestens einen Meter hohe schwere Geräte. Der Dorn, auf den die Kerzen gesteckt werden, war mindestens fünfzehn Zentimeter lang. Kaum saß ich in diesem Sessel, stellte sich eine Bilderfolge oder eine Art Film in meinem Hirn ein, wie ich aufstehe, einen der Leuchter packe, die Kerze herunter reiße, mit aller Kraft meiner beiden Arme den Leuchter mit dem spitzen Dorn voran dem Pfarrer H. in seine dreckige schwarze Soutane rammen würde. Blutiger Mord, heimtückisch geplant, brutal vollstreckt. Dieser Teil gehört zur Geschichte und ich dachte zeitweise, ich sei wirklich zum Mörder geworden, auch an jenem Nachmittag, als ich mich von dem Pfarrer H. trennte und mir meine Erklärung, nicht zum Priester berufen zu sein, als Mord an ihm vorkam. Jedenfalls ließ ich ihn bleich und wortlos wie eine Leiche in seinem Sessel zurück und betrat das Pfarrhaus zu seinen Lebzeiten nicht mehr. Er liegt nun seit Jahren hinter dem Altar der Pfarrkirche begraben unter seiner roten Marmorplatte. Nur fällt es mir schwer, diesen Teil der Geschichte zu erzählen, weil ich mit gewissen psychologischen Deutungskonstrukten tatsächlich die denkbar schlechteste Erfahrung gemacht habe.

Mit vielleicht vierzig Jahren saß ich einem psychoanalytisch ausgebildeten Jesuitenpater gegenüber, der mir als *auf Missbrauch spezialisiert* empfohlen worden war und dem ich diese Bilder schilderte: Vielleicht war er damals eine Art Beauftragter wie Sie heute. Als ich begriff, worauf seine mit freundlichem Gesicht ausgesprochenen Deutungen hinaus liefen, musste ich das Gespräch abbrechen, aber Gespräch ist eher das falsche Wort. Das Bild vom Mord mit dem Kerzenständer als Beweis für meine vorpubertären sexuellen Bedürfnisse. Kleiner Junge will großen Pfarrer ficken, das ist alles. Entschuldigen Sie die schmutzige Rede, sie stammt in diesem Zusammenhang nicht von mir. Ich dachte mir, das sogenannte Gespräch, wie Sie sich vielleicht denken können, nicht zu meinem Zeitvertreib gesucht zu haben, vermutlich auch nicht zu dem geistigen Vergnügen des Paters.

Die alltägliche Anwesenheit von Selbstmordgedanken hat nämlich mein Leben für Jahrzehnte nicht einfach nur beeinträchtigt, sondern sogar regelrecht verwüstet, oder – ehrlich gesagt – zerstört. Ich hatte, um Ihnen gegenüber offen zu sein, auf Anraten wohlmeinender Menschen therapeutische Gespräche führen wollen, um damit der ständigen Bedrohung zu entkommen, oder besser: diesem verlässlichen, täglich anwesenden dunklen Kumpel, der mir zeitweise sogar eine Art zwar eigentümlich beängstigenden, aber doch irgendwie warmen Trostes einflüsterte und mir seine Begleitung von einem gewissen Zeitpunkt an nie mehr ganz vorenthielt. Auch wollte ich mit dem Gefühl der kaputten Identität, dem mir selbst und dem Leben gegenüber auf das Schlimmste empfundenen Misstrauen wenigstens halbwegs zurechtkommen.

Bemerkenswert finde ich übrigens im Nachhinein, dass mir der Pater einen Mord an Pfarrer H. absolut nicht zutrauen wollte, aber ihn sexuell zu begehren, traute er mir durchaus zu. Möglicherweise eine gewisse Verkennung, denn einer, der erleben durfte, was ich erleben durfte, steht – das kann ich zu Ihrer Beruhigung anfügen – gewöhnlich nicht in der Gefahr, auch nur ein durchschnittlicher Ficker zu werden. In manchen eigentümlichen Zuständen könnte er leichter einen halbwegs brauchbaren Mörder abgeben. Unsereins fühlt sich sowieso oft genug derart unzumutbar für den Rest der Menschheit, dass an so was wie Sex dann überhaupt nicht zu denken ist.

Das gewissermaßen Ungeheuerliche besteht für mich nicht allein darin, dass dem Jungen, dessen Sexualität – auf Lebenszeit, um ehrlich zu sein – verwüstet wurde, irgendeine Lust auf Sex mit dem Pfarrer unterstellt und dann sogar zum Vorwurf gemacht wird. Nicht ganz angenehm ist mir auch die hierzulande beliebte Art, ein Opfer von Vernichtungsmaßnahmen am Ende zum eigentlich Schuldigen zu erklären. Der arme Junge bekämpft seine Minderwertigkeitsgefühle mittels mächtiger Fickfantasien, um im Sprachgebrauch des

analytischen Paters zu bleiben, und bildet sich allerhand unglaubliche Geschehnisse ein, die er schließlich erlebt zu haben vorgibt. Vollkommen plausibel, nicht wahr, muss man Pfarrer nicht vor solchen gefährlichen Jungen schützen? Vielleicht bereitete es dem guten Pater ein wenig Lust, mir gegenüber immer wieder von kindlichen sexuellen Wünschen zu sprechen, vielleicht gefiel es ihm auch lediglich, dass ich immer rot anlief, wenn er solche Worte in den Mund nahm, wer weiß.

Ich halte es für möglich, dass ich Ihnen den ganzen Brief ja auch bloß schreibe, damit Sie in Ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit nicht in die Gefahr kommen, irgendeinem vergewaltigten Kind mit ähnlichen Ungeheuerlichkeiten aufzuwarten. Wenn ich das erreichen könnte, hätte alles – ohne dass ich daran im Ernst glauben könnte – vielleicht doch die Spur eines Sinns.

Natürlich bezog sich die Destruktion nicht allein auf die späteren sexuellen Fertigkeiten des damaligen Jungen, der ich war. Ich schreibe das dazu, weil ich mich mit der Befürchtung quäle, Sie könnten einen ähnlich dürftigen Begriff von der Sache haben, wie ich ihn in Ihrem Umfeld schon gelegentlich kopfschüttelnd habe zur Kenntnis nehmen müssen. Die Vernichtung umfasst nicht allein das Wenige, das Sie sich unter meiner sexuellen Identität vielleicht vorstellen mögen, sondern geht leider noch ein bisschen über die Zerstörung meines Lebens überhaupt hinaus, nicht nur weil sie mir auch die bis zu einem gewissen Alter noch gegebene Möglichkeit genommen hat, das Leben irgendwie zu transzendieren, eben mittels einer vor allem bei Großeltern und Großtanten beobachteten und von mir nachgeahmten Technik, die ich früher der Ordnung halber Glauben genannt habe, als ich mich noch in der festen Fähigkeit wähnen konnte, das irdische Leben hinter mir lassen zu können und mich im paradiesischen Zustand eines anderen, jenseitigen Lebens glücklich oder *erlöst*, wie wir zu sagen hatten, wieder finden zu können. Ich stelle also - damit keine naheliegenden Missverständnisse bei Ihnen entstehen - nicht bloß fest, wegen der ständigen Präsenz der Vernichtung kein sexuell durchschnittlich erfüllter Mann geworden zu sein oder es auch nur zu einem halbwegs sorglosen Vergnügen beim Vögeln gebracht zu haben. Es ist, falls Sie verstehen, die paradoxe Sorge eines bereits weitgehend Vernichteten, ob er sich, ohne bei sich und anderen zusätzliche Zerstörung anzurichten, überhaupt einem Geschehen wie dem sexuellen hingeben kann. Ich registriere außerdem den Verlust einer Zuversicht, die mir bis dahin immerhin ermöglicht hat auszuhalten, was es auszuhalten gab. Nachdem ich mir, um es mit anderen Worten zu sagen, einmal sicher gewesen war, mir von ausgehungerten Löwen das Leben nicht wirklich zerreißen lassen zu können, musste ich es mir vom mehr als satten Pfarrer H. doch zerreißen lassen, und zwar in einer Vollständigkeit oder Restlosigkeit, die es im Nachhinein betrachtet nahezu skandalös erscheinen lässt, dass ich vierzig Jahre später noch hier am Computer sitze und Ihnen das alles aufschreibe, statt an mir selber das Werk

des Pfarrers, das ich ohne zu übertreiben doch totalitär oder auf seine Art sogar vollkommen nennen möchte, zu einem endgültigen Schluss zu bringen. Die einfache Falle besteht darin, dass ich die Wahl zwischen zwei Alternativen habe, die zu sehr ähnlichen Ergebnissen führen: entweder alles zu vergessen und während des Vergessens oder besser durch das Vergessen unberechenbaren Angriffen einer mehr oder weniger gesichtslosen Verzweiflung zum Opfer zu fallen, die mich zur Selbstauslöschung treiben kann. Oder andererseits die Erinnerung zu rekonstruieren und während des Rekonstruierens beziehungsweise des Erinnerns oder besser durch das Rekonstruieren oder Erinnern einer durchaus permanent präsenten und zudem in einem gewissen Sinn mit einem Gesicht versehenen, daher berechenbareren Verzweiflung anheim zu fallen, der eine kräftige Portion Ekel beigegeben ist und die mich – Sie ahnen es schon – ebenfalls zur Selbstauslöschung treiben kann. Oft will mir als einziger Weg aus dieser raffinierten Zwickmühle der *Absprung* erscheinen, obschon ich von dem einen oder anderen Therapeuten, wie zum Beispiel vom oben beschriebenen Jesuitenpater, auch andere Wege aufgezeigt bekam, nur dass ich nicht immer weiß, wie diese gangbar sind für mich. Einer der Ratschläge war, doch in einer guten Stunde darüber nachzudenken, ob Gott nicht auch Pfarrer H. liebe. In die Regionen der Liebe Gottes habe ich aber seit jener Zeit nicht mehr wirklich vordringen können und musste bis zum heutigen Tag und wohl darüber hinaus auf die darin enthaltene *Erlösung* bedauerlicherweise verzichten.

Wie ich mich zwischendurch einigermaßen ins Überleben hineingequält habe – und sogar erstaunlicherweise nicht einmal nur in das körperlose Überleben, das mir eine zeitlang als die einzig mögliche Art des Überlebens erschienen war –, ist zwar für mich von einer gewissen Bedeutung. Und auch nicht allein, weil danach die beschriebene Lust, Pfarrer H. zu ermorden, anderen Bedürfnissen gegenüber in den Hintergrund getreten ist. Das gehört aber eigentlich nicht in diesen Brief. Inzwischen fühle ich mich, wenn auch nicht durchgängig, mehr oder weniger lebendig, ich wage wirklich, dieses Wort zu verwenden; manchmal bilde ich mir sogar ein, ein bisschen geheilt zu sein, was hoffentlich keine Täuschung ist.

Mehr habe ich nicht zu erzählen. Seien Sie in jedem Fall unbesorgt. Falls Ihnen ein Happy-End angenehm ist, kann ich also ausdrücklich anfügen, dass ich lebe. Ich habe nämlich bisher – wenngleich ich bis heute noch gelegentlich von Verzweiflung angefallen werde und mich dann in der vertrauten Überzeugung meiner endgültigen Wertlosigkeit auffinde oder angesichts meiner Erinnerungen zeitweise von einer sehr weit gehenden Zuversichtslosigkeit gequält bin – den finalen *Absprung* also habe ich doch immer wieder aufgeschoben.

Mit freundlichen Grüßen

(verfasst in mehreren Anläufen ca. 2008-2011)